

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 14. Bromberg, den 27. April 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit dem Tode rang Thaddäus Badstuber, der Bauer vom Christazhof.

Basil Salmaser trat rasch vom Hausflur in die Stube. Sie war leer, der Marterstuhl des Alten stand verlassen. Ein süßer Duft füllte den Raum, Weihrauch mahnte an die Handlung, die dem Greis die letzte Zehrung auf den Weg gegeben hatte.

Eine scharfe Stimme kam durch die angelehnte Tür des Nebenzimmers.

Salmaser horchte.

„Was möchtet Ihr? ... Zibebekuchen ... Was, Zibebekuchen! ... Jetzt wird gestorben!"

Die Magd war es.

Mit ein paar Schritten war Salmaser in der Schlafkammer. Er fand das Weibsbild über den Kranken gebeugt, dem sie die Worte in die Ohren geschrien hatte. Er sah den Blitz des trumphierenden Hasses, der aus den Augen des Greises brach. Kein Wort sagte er. Er riß die Magd an beiden Schultern vom Bett weg und schob sie vor sich her bis in die Türöffnung. Nichts anderes fiel ihm ein als ein derber Tritt. Ein kurzes, wütendes Aufheulen folgte, vor dem er die Tür verschloß...

Basil Salmaser war mit dem Kranken allein.

„Wie geht es Euch, Badstuber?"

Der Alte lächelte eigentümlich, ohne Antwort auf die Frage zu geben. Seine Augen waren starr in die Ferne gerichtet.

„Ich — hab dich — noch einmal — sehen wollen," flüsterte der faltige Mund nach einer Weile. Und wieder nach langer Pause: „Hast du — das Mädchen — nicht mitgebracht?"

„Sie kommt, die Lydia."

„Das ist gut... das ist gut..."

Salmaser stand erschüttert vor dem Häuflein Mensch. An einen runzeligen Winterapfel mußte er denken, wie er den kleinen Kopf des Alten auf dem Kissen sah.

Ein schwaches Seufzen rang sich vom Lager los. Nicht schmerzhaft hatte es geklungen, eher wie ein behagliches Grunzen über die eingekehrte Ruhe.

Ganz still war es. Nur das schläfrige Tick-Tack der Wanduhr im Nebenzimmer pendelte trockenen Tones durch die Zeit. Salmaser neigte sein Ohr an den Mund des Greises. Der Atem ging ruhig wie bei einem Schlummernden. Noch einmal war der Schlaf gekommen, bevor er dem Bruder Macht über das ausgekämpfte Leben ließ.

Es klopfte vorsichtig an der Tür. Salmaser ließ den Veri herein. Drauf saßen sie nebeneinander am Bett. Sie sprachen leise, um den Kranken nicht zu stören, der mit geschlossenen Augen reglos auf dem Rücken lag.

„Ihr habt die Magd hinausgeworfen," raunte der Junge. Eine stille Befriedigung klang aus seinen Worten.

„Die ist wohl draußen."

„Freilich ist sie wohl draußen ... nur — der Schäffeler Jakob wird aufbegehren, wenn er heimkommt."

„Wenn etwas getan sein muß, fragt man nicht danach, was kommt."

Der Bub schwieg. Der Gedanke, den Salmaser ausgesprochen hatte, machte ihm zu schaffen. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. „Jetzt verstehe ich, wie Ihr's meint. Die in solchen Augenblicken fragen, was kommt, das sind die Feigen im Leben."

„Ja, Veri, du fühlst die Wahrheit, darum wirst du immer danach handeln."

„Schon in der Nacht hätte ich es gerne mit der Zenzi so gemacht wie Ihr ... Es war eine grauenvolle Nacht ... Ich glaube, er hat sich vom Leben losgekämpft, der Bauer."

„Hat er geredet?"

„Von einem großen Teich und einem finsteren Keller ... und vom Weihnachtsbaum. Aber Blut ist durch die Zweige gelaufen ... Und geschrien hat er, der Alte, und wie ein Kind gewimmert ... und die Zenzi hat er immer Resine genannt."

„Er hat im Fieber gesprochen, Veri, das ist noch dummeres Zeug, als was wir träumen."

„So war es wohl ... Aber die Zenzi hat Rauchwerk angezündet und gegen den bösen Geist das Kreuz geschlagen, der in dem Alten sei. Darauf hat er sie wieder Resine genannt und vom Unsegen geredet, den er nun in die Knie gezwungen habe ... Erst am Morgen ist er ruhig geworden. Gelächelt hat er wie jetzt und von Bienensummen hat er gesprochen und von blühenden Bäumen."

„Da ist er gewiß in seiner Jugend gewesen ... Alte Leute werden wieder Kinder."

„Es war mir, als hätten seine Augen die Wände durchdrungen, als hätten sie die Zukunft geschaut," meinte der Veri dagegen. „Vom Christazhof hat er die neue Bäuerin gesehen, eine gute wär sie ... und Himmelsschlüssel tät sie ihm aufs Grab pflanzen ... dann wär der liebe Herrgottsvater versöhnt und alle Sünd' wär ausgewischt."

Basil Salmaser erhob sich von seinem Stuhl. Es war ihm mit einem Mal ganz schwül und eng in dem dumpfen Raum. Er mußte Luft haben und ging ans Fenster. Beide Flügel öffnete er. Die Sonne des Vorfrühlingstages war noch nicht bis ins Tal hinuntergestiegen. Ein kühler Wind wehte von der Schattenseite her ins Zimmer, der erfrischte ihm die heiße Stirn.

Als er sich die Lungen vollgesogen hatte, trat er an das Bett zurück und beugte sich über den Kranken, der wieder unruhig zu werden begann.

Die gelähmte Linke lag klein, verhuzelt auf der Decke, die andere mühte sich, unbeholfen danach zu greifen.

Ob er die Hände falten wollte?

Salmaser legte ihm die krummen Knochenfinger sanft ineinander und sah, wie der Mund des verwitterten Gesichts sich nach der rechten Seite zu verziehen begann.

„Hört Ihr mich, Badstuber?"

Ein Auge öffnete sich mühsam, um sich gleich wieder zu schließen. Es war, als ging ein Lächeln und Weinen zugleich über die steinernen Züge.

„Auch der Veri ist hier."

Wieder hob sich das Augenlid. Ein glänzender Blick traf den Buben; aber es war, als tastete er ängstlich, enttäuscht die Umgebung ab.

„Sucht Ihr jemand, Badstuber?"

Der Mund des Kranken zuckte. Basil Salmaser legte sein Ohr ganz nahe heran.

„Die — die — mit — den — Himmelsschlüsseln — —" hörte er den Alten sagen.

„Die Lydia Bachammer?"

Ein hingehauchtes Antworten, ein krampfhaftes Nicken „Lydia — Pauline — wohl, wohl ... die soll mir — die Augen — zudrücken."

„Sie kommt, Badstuber, seid nur ganz ruhig."

„Ich — hab — die Weiber — nicht gemocht ... du weißt,

warum, Basil . . . Nun kommt — am Ende — eine Gute — und geht — mit mir — bis an Gottes Thron."

„Gelt, da habt Ihr keine Angst?"

„Mir — ist— so — leicht."

„Schlaft nur jetzt beruhigt. Wenn Ihr erwacht, ist das Mädchen da."

Ein Knistern lief über die Wände. Es mochte die Luft machen, die vom offenen Fenster her wehte und die warmgewesene Tapete wieder zusammenzog.

Basil Salmaser empfand ein unbestimmbares Grauen. Ihn fröstelte. Er schloß das Fenster; aber nun war ihm, als hätte er den Tod gefangen.

Der Tod! . . .

Kam der so, wie ein Dieb auf leisen Sohlen? Und hatte er vorhin in dem kühlen Luftzug sein Mantelwehen gespürt?

Still war es wie in der leeren Kirche. Von draußen drang nichts herein als ein Hahnenschrei oder irgendwo vom Feld her Zurufe an die Gäule und Peitschenknallen . . .

Zäh schlichen die Minuten in die Ewigkeit. Jetzt schlug die Uhr nebenan mit tiefen Schlägen die elfte Stunde. Auch von einem Dorf her trug die stille Luft den Glockenklang herüber.

Da war es, daß der Tod an das Lager des Christazhofers trat. Nicht wie ein triumphierender Sieger kam er, die Früchte eines Meisterwerks zu pflücken. Als Vollstrecker einfacher Gesetzmäßigkeit stand er nur hier. Er rührte mit lindem Finger an das ausgepumpte Herz. Da stand es einfach still. Nicht einmal ein Augenzudrücken war nötig. Mit gesenkten Lidern lag Thaddäus Badstuber wie im Schlaf. Der Mund zog sich wieder gerade. Die Züge wurden eigentümlich verändert; eine Hand aus der anderen Welt strich die Runzeln und Fältchen glatt. Da wußte Basil Salmaser, daß eine müde Seele heimgefunden hatte. — —

„Herr — —"

„Veri?"

„Laßt mich mit Euch hinaufgehen. Ich möcht' heut' nicht hier unten bei den zuwideren Menschen sein."

Salmaser sah den Buben an, dem die Tränen in den Augen schimmerten. Er verstand ihn.

„Komm mit!" sagte er und legte ihm den Arm um den Nacken. So führte er ihn vom Lager weg in die Nebenstube.

Nach einer Weile schritten sie miteinander dem Berge zu. Der graue Tod ging zwischen ihnen im Alltagsgewand und witterte von Zeit zu Zeit gegen die Höhe hin, als gäbe es da oben für ihn zu schaffen.

Basil Salmaser und Veri Sandl sprachen von ihm, der neben ihnen wanderte, und den sie doch nicht sahen.

Leer und leblos erschien ihnen die Luft. Unter fahlem Bleiglanz lag die Sonne. Das kahle Buschwerk am Hang sah aus wie Friedhofsträucher.

„Wenn ein Mensch stirbt, ist's immer ein Weltuntergang," sagte einmal Salmaser.

„Aber sie ist doch geblieben heut', die Welt," meinte der Knabe verwundert.

„Deine Welt, Veri, und meine . . ."

„So hätte jeder seine eigene Welt?"

„Wie seine Sinne sie ihm vorgaukeln, so ist sie für ihn."

Lange ließ der Bub seine Blicke in die Ferne schweifen.

„Herr," sagte er dann, „nun verstehe ich, wie Ihr's meint. Die ganze weite Welt, wie ich sie sehe und höre, fühle, rieche, schmecke, so ist sie nur in mir. So lebt sie nur mit mir und wenn ich sterbe, stirbt sie auch mit mir."

„Vielleicht ist es so," seufzte Salmaser mit einem geheimnisvollen Lächeln, „weißt du, was ich schon so oft gedacht habe? Die ganze Todesfurcht des Menschen ist nichts als gemeiner Neid. Man will nicht, daß die andern bleiben dürfen, wenn wir fortgehen müssen. Ich glaub' wahrhaftig, alle Angst wär weg, wenn jeder wüßte, daß im selben Augenblick mit ihm auch alle andern tot umfielen."

„Weil dann ja auch die Welt nicht mehr wäre?"

„Ja, drum."

Nun waren sie vor der Hütte angelangt. In der Tiefe sahen sie eine Frau, die dem Tal zustrebte, als schleppte sie eine schwere Last. Scharf, mit eigentümlichem Gefühl blickte Salmaser ihr nach. Dann betraten sie die Hütte.

Wo war denn das Mädchen?

Mittag war vorüber. Eigentlich hätte es ihnen schon auf dem Wege begegnen müssen . . .

„Lydia?"

Der Ruf verhallte in den leeren Räumen . . .

Die Stiege zur Giebelkammer knarrte. Von keinem gesehen, huschte eine graue Gestalt hinauf, lugte oben durch die Tür, kam dann grinsend wieder zurück und verließ das Haus. Am Brunnenrand hockte die Gestalt, schnupperte hier nach jagdbarem Wild, Spuren wiesen ins Tal.

Der Tod erhob sich. Geduckt, mit eingezogenen Schultern schlich er an dem geschundenen Gott vorbei und sprang den Weg bergab, den vorhin die blonde Frau gegangen war.

Oben in der Giebelkammer kniete Basil Salmaser an der Gestalt der Lydia Bachammer, die wie leblos auf dem weißgescheuerten Boden lag.

10.

Es war noch einmal Winter geworden. Über Nacht war er gekommen, hatte mit voller Hand seine weiße Saat gestreut und die lichthungrigen Halme der Wiesen wieder zugedeckt. Im freudlosgrauen Gewand mußten sie weiter schlafen. Der kurze Vorfrühlingstraum von Sonnenglück und Farbenfest war vorläufig ausgeträumt.

In den niedrigen Dorfstuben, wo sich schon die winterschweren Glieder nach Pflugsterz und Spaten gereckt hatten, herrschte wieder die gewohnte Schwüle der langen, dunkeln Wochen, die den Körper träge und schlaff, die widerspenstigen Bauernköpfe und ihren Eigensinn aber straff und straffer machte. Zumal in diesem Jahr des Schmutzes und der Schmach. Die Schlammwellen der Weltentartung schlugen bis an die reinen Füße der Berge.

„Hast du's gehört?" fragte eines Morgens der Gegenbauer den Tannenhofer, der mit den Händen in den Hosensäcken an seinem Bienenhaus stand und in die Ferne starrte.

„He ja, in der Zeitung kommt's heut." Der Tannenhofer nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte aus.

Der Gegenbauer trat von einem Bein aufs andere. Wo er den Fuß hob, grinste ein brauner Fleck, in dem das Wasser gurgelte.

„In der Zeitung kommt's schon?"

„Wohl, wohl . . . es heißt, wer sein Torfmoos nit sachgemäß in Arbeit nimmt, der wird sozialisiert."

„Ha no . . . sie müssen halt etwas bringen, die Gescheiten in der Stadt."

„Nein, nein, Gegenbauer . . . ich glaub, 's wird ernst."

„Eben kommt's in der Zeitung, das Gesetz."

„Gesetz . . .?"

„Wohl, wohl . . . so weit ist's alleweil schon mit der Lumperei, daß man sie zum Recht auf der Welt macht. Wer sein Sach' nit umtreibt, wie er's mag, gleich muß man ihm auf dem Nacken sitzen."

„Mir sitzt keiner auf . . . ich sag' dir's."

„Man wird drüber schwätzen müssen, Gegenbauer."

„Von mir aus nit. Ich mach mein' Sach', wie ich's will. Und's Gesetz, 's Gesetz kann mich — — —"

Der Tannenhofer paffte dicke Wolken in die Luft. Schwerfällig grüßte er und trollte sich. „Grüß dich Gott, Gegenbauer, man muß halt schauen."

Starr und verdrossen hing der Gegenbauer seine Augen wieder in die Weite.

Am Abend aber schwätzte er doch.

Im „Rößle" saß er.

„Ha no, Gegenbauer", sagte der Riedelsmüller, der den größten Torfstich besaß. „'s Kalb mit der Haut fressen, hat halt auch keinen Zweck."

„Noi, noi, wo doch's Leder so viel gilt", lachte der Tannenhofer bissig.

„Aber was meint Ihr, das man tun soll?" fuhr der Gegenbauer auf.

Keiner antwortete. Das Gespräch war wie abgeschnitten. Jeder wollte dem andern das Reden überlassen. Endlich meinte der Wirt höhnisch von der Schenke her: „Vielleicht tät der Salmaser helfen . . ."

„Der Moosnarr?"

„Ha . . . wenn Ihr ihm halt recht hinten 'neinkriechen tätet . . ."

„Ich nit!"

Der Gegenbauer schlug auf den Tisch.

„Und ich nit!"

„Aber er versteht die Sach', das ist einmal wahr."

„Woher weißt denn du das, Andres?"

„Angelugt hab' ich's, wo er schafft droben. Am rechten End packt er's an, weiter sag ich nix. Und wenn die Maschin' gut ist, wo er erfunden hat, na wüßt ich nit, warum man nit — —"

„Recht hat der Andres."

„Aber Moosnarr haben wir ihm nachgerufen —"

„— und die Schwanenbäckerin hat ihm's Brot verweigert."

„Ha no . . . man kann seinen Sinn doch ändern."

Heißer, hitziger wurden die Köpfe. Wo Menschen wohnen, menschelts auch. Schreien und Toben. Dann wieder verstummten sie in Verlegenheit und starrten vor sich auf die Platte.

„Man müßt halt mit ihm in Verbindung treten", sagte der Tannenhofer in eine solche Stille hinein. Das Schweigen hielt an.

Der Wirt schlenderte um den Tisch herum. „Ich hab's

ja gesagt: hinten 'neinkriechen müßt Ihr ihm — na wirds schon recht."

„Jetzt aber hältst dein Maul, Rößlewirt!"

„Grad hab ich's selbige dacht", stimmte der Riedlesmüller bei.

„Wer's gut meint mit 'm Dorf, der sorgt, daß die Sozialisierung dahinten bleibt."

„Wohl, wohl . . . wenn man nur wüßt, wie man's anstellen soll."

„Wir müssen halt sachgemäß schaffen im Torfmoor . . . und der Salmaser weiß, wie man's macht."

„Wohl, wohl . . . Erfahrung hat er, der Salmaser."

„Der Hohenheimer . . . . der Stehkragenbauer", höhnte der Wirt.

„Ha no . . .'s Weinpantschen lernt einer da freilich nit."

„Noi," lachte der Gegenbauer, „das wird einem angeboren."

Der Wirt stieß einen Fluch heraus. „Lumpenseckl seid Ihr alle miteinander, Ihr! 's Best' wär halt, Ihr macht eine Bittprozession zur Mooshütte hinauf!"

„Da brauchen mir dich grad zu, uns das zu sagen."

„So machet's doch!"

Dann steckten die Bauern die Köpfe zusammen. Der Wirt schmunzelte. Er sah, wie die Gläser hastiger zum Munde flogen.

„'s muß einer hinauf und mit ihm reden," raunte der Tannenhofer. Da lag das Wort. Es lag da wie eine nackte Wahrheit; aber keiner wollte es aufnehmen und die Folgerungen daraus ziehen.

„Wenn du selber — —"

„Ich?"

„He ja, Tannenhofer, am besten schwätzen kannst du doch alleweil."

„Ich schlag den Müller vor."

Der Riedlesmüller räusperte sich. „Und ich den Gegenbauer."

„Ich mein, der Martin vom Salmaserhof könnt's am leichtesten machen, der hat sowieso sein Geschäft mit dem da droben."

„Pfeifendeckel! Grad ich werd mich in die Nesseln setzen. Überhaupts bin ich der Ansicht, ein Unparteiischer müßt die Sach' in die Hand nehmen."

„Wohl, wohl!" Ein Durcheinander von Stimmen umbrauste den Tisch.

„Recht hat er, der Martin!"

„Der Herr Hauptlehrer, der wär der Best'".

„Oder der Pfarrer — —"

Da blieben den Streitenden die Mäuler offen.

„Der Pfarrer?!"

„Der uns — —"

„Dem wir — —".

„Ha no . . . ich mein halt, 's wär dem Pfarrer sein' Pflicht für den Frieden in der Gemeind' zu sorgen."

„Ganz recht . . . der Pfarrer, der muß helfen."

Menschheit! Du Vielgepriesene, Vielgelästerte — und überall dieselbe! Dem Urschlamm und Sumpf entrangen sich deine Keime. Wahrlich! Man sieht es dir an . . . Aus dem Wurm stiegst du auf in Jahrmillionen, — Wurm bist du im Grunde deines Herzens geblieben. Wer frei ohne Erbsünde der Ahnen ist, — der werfe den ersten Stein! . . .

In der Giebelkammer der Mooshütte brannte Licht. Ein einfaches Menschenkind kämpfte mit dem Wurm, der ihm ins Herz gekrochen war.

Auf dem Lager schlummerte Lydia Bachammer. Die braune Haarflut fiel über das Kissen. Brennendes Wangenrot kündete den Sturm, der am Lebensbaum des Mädchens rüttelte.

Basil Salmaser verließ kaum noch die Stube. Tage der Unruhe, Nächte der Qual lagen hinter ihm. Heute hatte er es nicht mehr ausgehalten ohne fremde Hilfe. Ein Arzt sollte her!

Ein Arzt . . .?

Das mußte wohl der Arzt heißen. Weit und breit gab es nur den Doktor Steinhauser in der Landstadt drunten. Sollte er den holen? . . . Er hatte den Gedanken von sich gewiesen, dann wieder mit ihm gespielt und endlich heute den Buben ins Tal geschickt. Nun saß er am Bett und wartete, horchte auf jedes Geräusch, das ihm die Ankunft des Ersehnten vor die Sinne gaukelte.

Stunden vergingen. Langsam, zäh rannen sie in den trüben Tag.

Der Sturm pfiff um die Hütte. Schnee und Schloßen prasselten ans Fenster. In den Föhrenwipfeln war ein Fauchen und Stöhnen wie von tausend klagenden Geistern der Einsamkeit.

Horch! War nicht die Haustür gegangen?

Endlich.

Basil Salmaser hörte Stimmen in der Küche. Der Wind juchte durchs Haus. Von draußen kam ein Brausen und Sausen herein, als rauschten entfesselte Sturzbäche in eine Felsenschlucht. Er stand auf und warf einen Blick durch die Scheiben. Regenfahnen wurden in wütenden Stößen über das Land geweht.

Die Stiege knarrte unter schweren Tritten.

Basil Salmaser trat dem Arzt entgegen. Ein ruhiger, klagender Blick über die Brillengläser weg traf ihn, vor dem er die Augenlider senken mußte.

Die Kranke wurde unruhig, warf sich hin und her. Plötzlich riß sie die Augen auf. Ein fiebriger Glanz brannte aus den dunklen Höhlen. Der Arzt griff nach der Hand und fühlte den Puls.

„Ich will nicht . . . ich will nicht . . ." In weher Angst starrte das Mädchen dem Fremden ins Gesicht. Dann suchte sie hilfeflehend den Herrn. „Der Doktor ist's, Lydia . . . der Doktor Steinhauser . . . Gesund will er dich machen . . ." Salmaser strich leise über den Kopf der Kranken. Er sah mit einem kalten Grauen, wie ihre Augen immer größer wurden; schreckhaft weit waren sie, als sähen sie ein Gespenst.

„Steinhauser . . . Steinhauser? . . . Das ist — — das ist — — —"

„Lydia — was quält dich denn?"

„Sie soll mich nicht anrühren!" Das Mädchen streckte beide Arme aus.

Ratlos blickten die Männer sich an. Der Doktor sah die zehrende Not in den Augen des andern.

„Sie wird an ihre Stiefmutter denken," flüsterte Salmaser dem Arzt zu, „das ist eine Böse".

Der schwieg lange. Dann nickte er ein paar Mal vor sich hin. „Sie mögen recht haben," sagte er unsicher. Er ging ans Fenster und schaute versonnen in die Wetterschlacht, die über dem Moor in den Lüften tobte. Das Bergland im Süden glich einem angriffumlohten Bollwerk, dran die Sturmwellen wütender Feinde sich brachen.

Vom Lager her kamen abgerissene Laute.

„Nicht mehr kommen soll sie — — — die — — die mit dem Gift — — Stechen will sie mich . . . mit dem Dolch . . . dann muß ich sterben . . ."

Salmaser trat neben den Doktor ans Fenster. „Damit hat sie's immer," raunte er.

„War die Stiefmutter hier?" fragte der Arzt.

„Nein, nie."

„Oder sonst jemand?"

„Die Bäuerin vom Einödshof, die mit bei der Pflege hilft."

„Sonst keiner?"

„Sonst keiner — — und die verehrt das Mädchen wie eine Mutter."

„Hm."

Es war wieder still. Nur das Rollen des Sturmes war zu hören und das Ächzen im Gebälk. Dazwischen fielen in kurzen Pausen die Worte der Phantasierenden.

Basil Salmaser wandte sich an den Arzt: „Wie steht es, Herr — Herr Doktor, um das Mädchen?"

Der gab lange keine Antwort. Langsam ging er an das Bett zurück. Als die Kranke wieder unruhig wurde, sagte er zögernd: „Etwas Seelisches muß da zugrunde liegen — — ein Nervenfieber — —"

„Ist es schlimm?" fragte Salmaser gepreßt.

Doktor Steinhauser schaute auf bei dem Ton, der aus den wenigen Worten klang. In der kurzen Frage hatte ein banges, versorgtes Menschenherz gezittert. Wieder sah er in den Augen des andern den wehen Jammer von vorhin. Langsam hob er die Schultern und ließ sie wieder sinken. „Wir Ärzte wissen nie, wie eine Krankheit verlaufen wird. Wir müssen uns auf die Natur des Patienten verlassen — — und die ist ja hier wohl als kräftig und widerstandsfähig anzunehmen."

Salmaser nickte, ohne etwas zu sagen. Was sollten ihm die geschäftsmäßigen Worte des Arztes! An tausend Krankenlagern waren sie schon gesprochen worden, Worte ohne eigene Seele, Massenware, geschaffen als gangbare Münze für den Augenblick. Sein Herz begann zu bluten.

Der Arzt zog ein Buch aus der Tasche, nahm Stift und Papier und schrieb etwas auf.

„Das geben sie ihr . . . ich komme morgen wieder."

Unten in der Küche saß der Veri am Tisch. Als die Männer von oben kamen, hob er den Kopf von den Armen. Er hatte verweinte Augen.

Der Arzt war gegangen. Salmaser trat zu dem Jungen. Der erhob sich und heftete die Augen an den Boden.

„Veri . . ."

„Herr . . ."

„Denkst du, wir könnten sie verlieren, die Lydia?"

Der Bub legte beide Hände vor das Gesicht. „Ich . . .

ich . . ." Ein Aufschluchzen unterbrach sein Stammeln. „Ich: . . . Ich habe — sie schon verloren."

„Aber Veri —"

„Wohl, wohl . . . ich weiß es . . ."

„Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Junge."

Da weinte der Veri Sandl wie ein kleines Kind.

Basil Salmaser stieg nach oben. Er nahm seinen Platz am Bett wieder ein. Der Sturm holte zu immer stärkeren Stößen aus. Zuweilen war es, als schlüge eine Faust von draußen gegen die Scheiben.

Wie ein bleiches Madonnenbild lag das Gesichtchen der Lydia Bachammer in den Kissen; nur auf den Backenknochen glühten die roten Rosen. Mit dem scheidenden Tagesschein verblaßten sie. Die Dunkelheit kroch aus den Ecken, machte alle Dinge schreckhaft groß und ungewiß.

Die Kranke begann zu reden.

„Meinen Herrgottspfennig hat er mir wieder genommen . . . mein Glücksgöttle . . . damit hat das Unheil angefangen . . . nun ist wieder dunkle Zeit . . ."

Einen Augenblick blieb es still. Dann stieß sie aufgeregte, wunderliche Worte heraus.

„Mein' Sach' muß ich packen . . . fort muß ich . . . heut' noch . . . Wenn die blonde Frau wieder käm, ich weiß nicht, was ich tät! . . . Ach — — — im Tal ist Schmutz, nur auf der Höhe gibt es Reinheit . . . Fort muß ich, fort . . . heut' noch . . . auf die Alp' hinauf muß ich . . . Da war das Glück bei mir, als der Gute kam . . ."

Basil Salmaser fühlte, wie ein schmerzhafter Ring ihm die Brust zusammenschnürte. Er stand auf und machte ein paar Schritte durchs Zimmer. Da hörte er sie wieder sprechen: „Mein Herz hat sie mir genommen . . . Gib mir mein Herz wieder! . . . In mir ist es so leer . . ."

Ratlos trat er an das Lager und strich der Klagenden immer wieder über das braune Haar.

Was mochte diese trostlose Verwirrung in dem armen Köpfchen angerichtet haben? Er grübelte und zermarterte sein Gehirn und fand doch keinen Weg, der aus dem Dunkel ins Licht führte. (Schluß folgt.)



Bunte Chronik



* **Fünfzig Jahre Speisewagen.** In diesem Jahr ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem der amerikanische Ingenieur und Eisenbahnkönig George Pullmann, der als erster auf den Gedanken gekommen war, den für den Fernverkehr bestimmten Eisenbahnzügen eigene Speisewagen anzufügen, diesen Gedanken in die Tat umsetzte. „Über Land und Meer" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) schreibt hierzu: Bis dahin war es bei allen längeren Fahrten notwendig gewesen, an gewissen Stationen Aufenthalt zu nehmen, um den Reisenden Gelegenheit zum Einnehmen der Mahlzeiten zu geben, was natürlich den Verkehr sehr verzögerte. Mit der Einrichtung von Speisewagen, die mit Küchenwagen verbunden waren, konnten nun auf einmal alle Fernfahrten wesentlich beschleunigt werden; zugleich bedeutete die Speisegelegenheit im Zuge selbst für alle Reisenden auch eine große Annehmlichkeit. Die Speisewagen fanden also großen Beifall, und es gab bald keine größere Bahnlinie mehr, zunächst in den Vereinigten Staaten und späterhin auch in Europa, die nicht ihre eigenen Speise- und Küchenwagen besessen hätte. Um die Bequemlichkeit der Reisenden hat sich George Pullmann überhaupt sehr verdient gemacht. Schon im Jahre 1836 hatte eine pennsylvanische Eisenbahn sehr primitive Schlafwagen eingeführt, in denen die nur mit Strohsäcken versehenen Schlafplätze in drei Reihen übereinander angebracht waren. Pullmann baute nun aber richtige Schlafwagen, zunächst, und zwar im Jahre 1867, Salonwagen, deren gepolsterte Sitzbänke so eingerichtet waren, daß sie während der Nacht als bequeme Ruhelager dienen konnten, und dann später seine weltberühmten Pullmannschen Schlafwagen, die 1873, also ein Jahr nach der Einführung der Speisewagen, auch nach Europa gelangten. Eisenbahnluxuswagen hatte Pullmann schon im Jahre 1858 gebaut, aber fast dreißig Jahre dauerte es noch, bis der erste wirkliche Luxuszug, der Pullmann-Hotelwagen, der aus prächtig ausgestatteten Salon-, Speise- und Rauchwagen sowie dem bequemen Schlafwagen bestand, seine Werkstätten verließ. In Europa sind diese Luxuszüge seit 1890 eingeführt.

*

* **Der größte Wasserfall der Welt.** Bisher galten der Niagarafall, der Wasserfall des Iguassi in Brasilien, der des Zambesi sowie der des Nils als die größten Wasserfälle der Welt. Nach dem „Journal des Forces Hydroliques" soll jedoch in Wirklichkeit der Wasserfall des Kajetanar in Englisch-Guayana, den Browns entdeckt hat, der größte sein. Dieser Wasserfall stürzt aus einer Höhe von 230 Metern in einer Breite von 120 Metern herab, ohne durch irgendein Hindernis aufgehalten zu werden. Diese Höhe ist fünfmal größer als die des Niagara und beträgt das Doppelte der Viktoriafälle auf dem Zambesi. Die aus dem Wasserfall des Kajetanar zu gewinnende Energie wird auf 2 500 000 Pferdekräfte geschätzt, während die des Niagara nur 1 250 000 beträgt.

*

* **Dionys, der Tyrann,** fand einst, so erzählt die „Gartenlaube", im Tempel Jupiters ein kniendes Weib, das mit großer Inbrunst für seine Erhaltung betete. Das gefiel ihm; freundlich grinsend fragte er die Betende, wodurch er ihre Liebe gewonnen. — „Ach, Herr", antworte sie, „du bist der dritte Tyrann, den ich über Sizilien herrschen sehe. Zur Zeit des ersten hatte ich vier Kühe, er nahm mir eine, ich flehte um seinen Tod, und er starb. Sein Sohn nahm mir die zweite Kuh, und auch ihn hab' ich zu Tode gebetet. Du hast mir die dritte genommen, und nun flehe ich Tag und Nacht um dein Leben, daß mir meine letzte Kuh erhalten bleibt." — „So wird sie dir gewiß nicht genommen werden", lachte Dionys. „Sorgt dafür", sagte er zu seinen Begleitern, „daß die Frau drei Kühe auf meine Kosten erhalte".

*

* **Das Geschäft mit menschlichem Unverstand.** Der berühmte holländische Arzt Dr. Blauseblau traf in London einen Quacksalber, der sich einer großen Kundschaft erfreute. Er fragte ihn: „Wie ist es möglich, daß Sie ohne Vorbildung und Fachkenntnisse als Arzt praktizieren und in so kurzer Zeit ein so beträchtliches Vermögen erwerben konnten? Mir hat es nicht glücken wollen, trotzdem ich die Arzneikunst schon 40 Jahre lang und wie ich glaube, nicht ohne Ruhm ausübe." „Ehe ich Ihnen darauf antworte," versetzte der Quacksalber, „erlauben Sie mir wohl, Ihnen eine Frage vorzulegen. Sie wohnen in einem lebhaften Viertel in London; wieviel Menschen gehen wohl täglich an Ihrem Hause vorüber?" — „Das ist schwer zu bestimmen, doch sollte ich meinen, es seien über tausend." — „Und wieviele gibt es wohl unter diesen, die gesunden Menschenverstand haben?" — „Je nun, wenn es hoch kommt, vielleicht hundert." — „Sehen Sie, Herr Doktor, hier haben Sie die Antwort auf Ihre Frage. Diese hundert sind Ihre Kunden, die übrigen neunhundert aber meine."

*

* **Sein letzter Wunsch.** Onkel Jan, der alte Totengräber, so lesen wir in Reclams Universum, war als philosophische Natur bekannt. Er sprach sehr wenig, aber das wenige hatte immer tieferen Sinn. Nun war auch zu ihm der Sensenmann gekommen. Jan hatte nichts weiter hinterlassen als einen letzten Wunsch, der darin bestand, daß man ihm einen schlichten Stein setzen möge mit der Inschrift: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein".

Kleine Rundschau-Ecke



Genügender Beweis. Heiratslustige: „Können Sie für den Liebesbriefsteller auch einen Erfolg garantieren?" — Buchhändler: „Aber gewiß, auf den hat neulich erst ein Heiratschwindler fünf Jahre bekommen."

*

Unter Freundinnen. „Weißt du, Liesel, ich mag deinen Bräutigam ja ganz gut leiden, nur etwas gefällt mir nicht, er verwechselt immer mir und mich." — „Das ist gar nicht schlimm, dein Bräutigam aber verwechselt immer mich und dich."

*

Inneres. Söhnchen: „Was versteht man unter einer inneren Krise, Vater?" — Vater (nach längerem Nachdenken): „Na, zum Beispiel wenn du Bauchweh hast!"

„Warum spucken Sie fortwährend in die Luft?" „Na, hier steht doch: „Auf den Boden spucken ist verboten!"

*

Entgegenkommend. „Für Ihre Frau würde ich durchs Feuer gehen." — „Ist nicht einmal nötig; brennen Sie lieber mit ihr durch!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.